

Christian Heim
Seelsorger in der Landesstelle für
Aussiedler, Zuwanderer und Flüchtlinge in Unna-Massen

„Nein, Jesus ist mir nicht erschienen, ich bin auch nicht wie Paulus vom Pferd gefallen, Messdiener war ich auch nicht und mein Elternhaus nicht superkatholisch“. Christian fegt erstmal alle „frommen Verdachtsmomente“ weg. Ja, er ist zur Kirche gegangen, auch zur Firmung und war dann auch in der Katholischen Jungen Gemeinde. Aber die Kirche war für ihn mehr ein Treffpunkt mit den Freunden und die Sonntagsmesse eine Gelegenheit, danach zu überlegen, was man unternehmen könnte. Dann kam ein neuer Vikar. „Der war gut drauf, er lud uns ein zu Fröhschichten, das war vor 15 Jahren der Renner. Der Mann hat uns echt begeistert für den Glauben“, erzählt Christian, und wie Gott für ihn durch diesen Vikar ein Gesicht bekam.

In dieser Zeit wechselt er auf das Gymnasium und verliebt sich in die Tochter eines evangelischen Pfarrers. Das Mädchen teilt seine religiöse Begeisterung, denn sie kennt das von zu Hause. Die beiden können sogar miteinander beten. Aber irgendwann denkt Christian laut und sagt ihr: „So wie der Vikar zu leben, das könnte ich mir auch vorstellen.“

Es folgt die erste Krise. Ob er nicht evangelisch werden könne, fragt die Freundin. Inzwischen strickt Christians Vater an der Karriere des Sohnes. Gießereitechnik soll es sein. Den Sohn zieht es eher in den Diplomatischen Dienst oder zur Gartenarchitektur. Als Kind wollte er mal Pilot werden, und Koch wäre auch toll ...

Ein Psalmtext in der Luther-Übersetzung kommt ihm zu Hilfe: „Tu mir kund den Weg, den ich gehen soll, denn mich verlangt nach Dir.“ – „Gott hatte mich an sich gezogen,“ sagt Christian heute. Damals ist er 18, hat den Führerschein in der Tasche, darf mit Vaters Mercedes fahren. Dann ändert sich alles: Der Vater stirbt. „Vormittags sind meine Eltern zum Skilanglauf, und nachmittags kam meine Mutter allein zurück, und Papa war tot...“

Christian hat Fragen, die Achtzehnjährige sich normalerweise nicht stellen.

Er beendet die Beziehung zur Freundin, will seinen Weg erstmal allein finden. Er geht zum Bund, zu den Gebirgsjägern, weit weg vom netten Heimatstädtchen im Sauerland. Eigentlich hätte er als „guter Sohn“ erstmal bei der Mutter bleiben sollen. Doch die Mutter lässt ihn ziehen. Leicht fällt ihm die Bundeswehrzeit nicht: „Oft hab ich unter der Bettdecke geweint und auch viel gebetet.“ Aber er setzt sich auch für die Kameraden ein, und noch heute ist er stolz, einmal sogar im „Bunker“ gesessen zu haben, weil er meinte, ein Kamerad sei ungerecht behandelt worden. Er entdeckt, dass er ganz gut zuhören kann und die anderen sich ihm anvertrauen. „Da hab ich gedacht: Du solltest wirklich Priester werden!“

Er sagt es der Mutter. Sie ist überrascht, hat es aber wohl irgendwie schon geahnt, dass so etwas kommt: „Wenn das der Weg ist, damit Du glücklich wirst, dann geh' diesen Weg.“ Zwischen Bund und Theologiestudium sind noch sieben Monate Zeit. Sein Heimatpfarrer kennt Franziskaner in Brasilien, die auf Bauernhöfen, den „Fazendas da Esperança“, mit Suchtkranken arbeiten. Das könnte er sich doch einmal ansehen. Warum nicht, denkt Christian und fliegt nach Brasilien. Dort lernt er ein in jeder Hinsicht alternatives Leben kennen, auch spirituell: „Bei uns im Bibelkreis wurde die Bibel gelesen und analysiert. Dort haben wir früh ein Wort aus der Schrift gelesen und dann versucht, dieses Wort zu leben, den ganzen Tag lang und zwar praktisch.“ Alles ist auf der Fazenda ganz anders; es geht einfach zu, mitunter hart, aber herzlich und fröhlich. Christian wohnt und arbeitet mit Suchtkranken zusammen. „Und da ich kein Portugiesisch konnte, konnte ich sie auch nicht kritisieren in meinem deutschen Allwissen, ihnen nicht sagen, wie's geht.“

Als Gast hat er keine Sonderrechte, aber die gleichen Pflichten wie die anderen Jugendlichen. Und das Grübeln um die Berufung sollte er erstmal vergessen, rät ihm ein Priester, denn es heißt in der Bibel: „Wer mich liebt, dem werde ich mich offenbaren.“ Christian macht sich daran, in den Fazenda-Bewohnern Christus zu sehen und zu lieben. Er schreibt Tagebuch. „Heute schmunzle ich über manches, was da steht. Ich war auf eine gute

Weise naiv.“ Die Monate in Brasilien neigen sich dem Ende zu. Julio, ein Drogenkranke, mit dem Christian befreundet ist, fragt ihn, ob sie beide nicht noch ein Jahr auf der Fazenda bleiben sollten. „Da wusste ich, jetzt ist der Abenteuerurlaub vorbei. Jetzt wird’s ernst“, und er sagt zu, verlängert seinen Aufenthalt um ein Jahr. Kurz darauf verunglückt Julio tödlich, ein Arbeitsunfall. Für Christian ist es der zweite bittere Verlust. Doch er bleibt in Brasilien, stellvertretend auch für seinen Freund. Worte, alt und verstaubt, beginnen für ihn zu leben: „Wir gehen vom Tod zum Leben, wenn wir die Brüder lieben.“ Das ist ja Julio, versteht Christian, Julio hat die Menschen geliebt.

Zurück in Deutschland, will Christian nun Theologie studieren. Er hat den Wunsch, den in Brasilien gelernten Lebensstil mit dem Wort Gottes, in Gemeinschaft gelebt, fortzusetzen und findet in der Fokolar-Bewegung eine Möglichkeit für sich. Er geht nach Ottmaring bei Augsburg in eine Wohngemeinschaft von Priestern und Theologiestudenten, studiert in Augsburg. Dort lernt er noch einmal den Wert des Lebens in Gemeinschaft kennen und auch den Wert der anderen Berufungen, die es auf dem geistlichen Weg gibt: Die einen sind verheiratet, die anderen leben bewusst ehelos, sind aber keine Priester, andere wieder sind Ordenschristen. „Und wie willst du Gott lieben?“, das ist nun Christians Frage. Die Spannung steigt, denn Christian hat sich verliebt. Was nun? Der Priester, den er fragt, erklärt ihm, die Antwort müsste er in sich selber finden. „‘Blödmann’, dachte ich, ich hätt’s gern ein bisschen klarer gehabt“. Doch der „Blödmann“ behält Recht. Bei einem Video, das Christian sieht, macht es „klick“: „Da fragt ein junger Mann Chiara Lubich, die Gründerin der Fokolar-Bewegung, woran er die Berufung zum zölibatären Leben erkennen könne. Sie antwortet, wenn er bei dem Gedanken, so zu leben, einmal sich ganz sicher und klar war und voller Freude, dann solle er den Schritt wagen. In dem Moment war bei mir der Knoten geplatzt.“ Christian trennt sich von der Freundin („was ganz schrecklich war für sie, noch schrecklicher als für mich...“) und geht ins Paderborner Leokonvikt.

Dort diskutiert man leidenschaftlich über die Anforderungen, die an den Priester gestellt werden: Theologisch muss er fit sein, leiten können und teamfähig sein, toll predigen soll er, soziale Kompetenz und emotionale Intelligenz haben und eine integrierte Sexualität, sportlich soll er sein, um mit den Ministranten Fußball zu spielen, mit Jugendlichen muss er können und mit Senioren, und, und, und ... Christian wird’s schwindlig davon: So ein „Mister perfect“ würde er zwar gern sein, ist er aber nicht. Eine Ordensfrau, die Exerzitien hält, sagt ihm: „Gott ruft Sie so, wie Sie sind.“ Das löst die Verkrampfung: „Hey, Gott, mich gibt’s nur so, wie ich bin! Aber Du weißt ja, wie ich bin.“

Christian wird Vikar. Er lebt mit anderen in einer Priestergemeinschaft. Das ist ihm wichtig. Nicht, um eine Kuschelecke zu haben, sondern um das Leben miteinander zu teilen: zusammen zu essen und die Wohnung einzurichten, sich gegenseitig zu beichten und miteinander zu beten. Besonders gern hat er die Kinder und Jugendlichen seiner Pfarrei. Er kocht gern, und er feiert leidenschaftlich die Heilige Messe. „Kinder, Küche, Kirche – und das alles, ohne geheiratet zu haben“, sagt er und lacht. Täglich verschickt er als SMS einen Gedanken aus dem Evangelium an Gleichgesinnte, Lebensgrundlage für den ganzen Tag.

Und dann gibt es eine Versetzung:

Christian wird Seelsorger für die Aus- und Umsiedler in der Landesstelle Unna-Massen. Früher hieß das Lagerpfarrer. Besonders um die jugendlichen Russlanddeutschen soll er sich kümmern. Keine leichte Aufgabe, doch Christian ist zuversichtlich: Er denkt an seine Brasilienzeit. Julio wird ihm helfen.